

L 13

Nina Lucia Groß und Tilman Walther

Banden Bilden!

Solidarische Räume performen.

Wie lassen sich Widerständigkeiten und Solidaritäten (neu) performen?

Wie kann angewandte Solidarität aussehen, welche Ressourcen und Privilegien gilt es zu teilen und was kann der Kultur- und Theoriebetrieb überhaupt anbieten?

Die Theoretikerin und Kuratorin Nina Lucia Groß und der Künstler und Kurator Tilman Wather gehen in ihrem Text dieser Frage nach, indem sie ihre Erfahrungen mit der Gründung und Betreuung verschiedener kultureller Räume in Hamburg reflektieren.

Für **over 13 – reflections on an art space** stellten sie außerdem eine Leseliste mit Titeln zusammen, die ihnen sinnvoll oder wichtig oder beides erschienen, um einen Überblick auf verschiedene Perspektiven solidarischer Theorie und Praxis zu erhalten. Die Liste versteht sich als Vorschlag und Versuch, verschiedene Türen aufzuschließen und einladend angelehnt zu lassen. Um die Türen zu benennen und die Orientierung zu erleichtern entschieden sie sich für diese Kategorien:

- Care & Liebe & Beziehungen;
- Die Praxis des Kollektiven;
- Politische Notwendigkeit von Beziehungsweisen;
- Intersektionale Perspektiven;
- Die Stadt als kollektiver Raum;
- Theorien der Solidarität und Sprachstrategien.

- **Care & Liebe & Beziehungen:**
Liv Strömquist:
 Ich fühl's nicht, Graphic Novel, 2020
Gabriele Winker:
 Care Revolution, Schritte
 in eine solidarische Gesellschaft, 2015
e-flux journal:
 What's Love (or Care, Intimacy, Warmth,
 Affection) Got to Do with It?, 2017
Almut Birken, Nicola Eschen:
 Links leben mit Kindern. Care Revolution
 zwischen Anspruch und Wirklichkeit
Donna Haraway:
 Monströse Versprechen
Feminist Health Care Research Group:
 Zine #7, Being in Crises Together (Vol. 3), 2020
 Practicing Radical Health Care,
 Methods of Mutual Support,
 A3 double sided poster
 Zine #5, Join the Künstlersozialkasse
- **Praxis des Kollektiven:**
Alex Martinis Roe:
 To Become Two: Propositions for Feminist
 Collective Practice, 2018
Leo Lionni:
 Frederick, Kinderbuch, 1967
Seattle Solidarity Network –
Solidarische Netzwerke:
 Ein Leitfaden
Robert Maruschke:
 Community Organizing
- **Politische Notwendigkeit
 der Beziehungsweisen:**
Bini Adamczak:
 Beziehungsweise Revolution.
 1917, 1968 und kommende, Berlin 2017
Eva von Redecker:
 Praxis und Revolution, Eine Sozialtheorie
 radikalen Wandels, 2018
 Kinship in Solitude – Perspectives
 On Notions Of Solidarity, Hamburg 2017
Judith Butler:
 Anmerkungen zu einer performativen
 Theorie der Versammlung, Berlin 2018
Enis Maci:
 Eiscafé Europa, 2018
**Eva Berendsen, Saba-Nur Cheema
 und Meron Mendel (Hg.):**
 TRIGGER WARNUNG.
 IDENTITÄTSPOLITIK ZWISCHEN
 ABWEHR, ABSCHOTTUNG
 UND ALLIANZEN
- **Intersektionale Perspektiven:**
Sarah Ahmed:
 On being included, Racism and Diversity
 in Institutional Life, Durham 2012
 Fatma Aydemir, Hengameh Yaghoobifarah (Hg.):
 Eure Heimat ist unser Albtraum, 2019
Audre Lorde:
 The Master's Tool Will Never Dismantle the
 Master's House
Ellen Gabriel Ndure:
 White Privilege, Zine [https://gumroad.com/
 cestmoiellen#weGiyd](https://gumroad.com/cestmoiellen#weGiyd)
Semra Celik:
 Grenzen und Grenzgänger Diskursive
 Positionierungen im Kontext türkischer
 Einwanderung
Swantje Köbsell:
 Wegweiser Behindertenbewegung
- **Stadt:**
Marcel Hénaff:
 Die Stadt im Werden
**Arbeitskreis Umstrukturierung
 Wilhelmsburg (Hg.):**
 Unternehmen Wilhelmsburg, 2013
Autor*innenkollektiv Gras & Beton (Hg.):
 Gefährliche Orte, Unterwegs in Kreuzberg, 2018
Christoph Twickel:
 GENTRIFIDINGSBUMS ODER
 EINE STADT FÜR ALLE, 2010
Antje Dieterich:
 Solidarity Cities. Lokale Strategien
 gegen Rassismus und Neoliberalismus.
Lisa Vollmer:
 Strategien gegen Gentrifizierung
 Theorie der Solidarität:
Richard Rorty:
 Solidarität oder Objektivität? –
 Drei philosophische Essays, Stuttgart 1988
Testcard:
 Utopien
Lia Becker u.a.:
 Gramsci lesen – Einstiege in die Gefängnishefte
Jens Kastner, Lea Susemichel:
 Unbedingte Solidarität
- **Sprache:**
Patrick Reinsborough & Doyle Canning:
 Befreiung neu denken.
 Mit erzählungs-basierten Strategien
 Kampagnen gewinnen und die Welt verändern
Stephen D'Arcy:
 Sprachen der Ermächtigung.
 Warum militanter Protest
 die Demokratie stärkt.

BANDEN BILDEN! Solidarische Räume performen.

Ein Text von Nina Lucia Groß und Tilman Walther

Im Jahr 2018 wurden wir von der Universität für Angewandte Kunst in Wien dazu einzuladen, in Form eines Vortrags laut über diese Frage nachzudenken: Wie lassen sich Widerständigkeiten und Solidaritäten (neu) performen? Wir denken darüber immer noch nach und antworten darauf im Dialog, uns mal ergänzend, mal widersprechend. Wir berichten dabei über unsere jeweiligen Erfahrungen und geteilten Erkenntnisse, über Vergangenes, Gelerntes und Gescheitertes und über heutige Versuche und unsere Zweifel. Seit 2018 ist viel passiert, einen Raum aus der Erzählung von vor zwei Jahren gibt es nicht mehr. Ein anderer ist dazugekommen. Wir haben unser prekäres Leben gegen ein temporär sicheres getauscht. Den Dienst an einer Öffentlichkeit gegen den öffentlichen Dienst. Vielleicht kurz zu uns: Wir, also jetzt gerade Wir, also die, die hier sprechen, das sind Nina Lucia Groß, zum Beispiel Kunsthistorikerin aus Hamburg und Tilman Walther, zum Beispiel Künstler aus Hamburg. Wir arbeiten seit April 2020 gemeinsam als Kurator*innen des Freiraums im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg, aber dazu später. Dieser Text beruht auf unserem Vortrag von 2018, ist aber hier und da verändert und erweitert. Ein ganzes Kapitel zum Freiraum ist dazugekommen.

NINA: Wie lassen sich Widerständigkeiten und Solidaritäten (neu) performen?

Bevor wir anfangen, darauf Versuche einer Antwort oder Vorschläge zu geben, müssen wir uns zuallererst den einzelnen Begrifflichkeiten stellen. Wir beginnen bei der „Widerständigkeit“, und der Einfachheit halber zitiere ich hier direkt aus dem Buch meines Mit-Autoren, Tilman, aus „Solidarität“, 2017 im Textem Verlag erschienen: „In der zeitgenössischen und wohlwollenden Rezeption von Kunst wird vonseiten ihrer Institutionen und Personen, also Galerien, Museen, Kuratorinnen und Kuratoren, immer wieder das Element der Widerständigkeit hervorgehoben, welches scheinbar der Kunst und auch dem Verhalten ihrer Protagonistinnen und Protagonisten immanent ist. Kunst sei etwas, dem per se eine Widerständigkeit zugrunde liegt, verpackt als subversive Botschaft zwischen den Zeilen. [...] Diese vermeintlich liberalen oder linken oder widerständigen Botschaften hinter vorgehaltener Hand sind natürlich ein bewusstes oder unbewusstes Rollenspiel und durch ihre starke, aber unnötige Kodifizierung unsolidarisch. Es entsteht eine Art Ablasshandel. Die Bereitschaft zur sogenannten ‚direkten Aktion‘, also das tatsächliche Auf-die-Straße-Gehen, oder zumindest das tatsächliche Zur-Sprache-Bringen ebenjener Sachverhalte und die Bereitschaft gegenüber milieu-fremden Personen solidarisch zu handeln, sinkt dagegen bei den Bezeichneten gegen null.“ Die Widerständigkeit, über die wir sprechen wollen, ist also eine, die diesen automatisierten Widerstands-Verdacht und den Glauben an die per se transformative Kraft von Kunstprodukten und Kultureffekten, zu überwinden versucht. Die Widerständigkeit, über die wir heute sprechen wollen, ist vor allem eine, die gar nicht so sehr aus Abgrenzungs- und Distinktionsstrategien entstanden ist, sondern eine, die auf das Begehren und das Bedürfnis nach neuen Beziehungsformen und gemeinschaftlichen Räumen reagiert – dass damit vorherrschende Strukturen der Vereinzelung und Entsolidarisierung zurückgewiesen und überwunden werden ist eine offensichtliche Notwendigkeit, nicht aber ein diskursiver Gegenstand, zu dem man sich künstlerisch-

kritisch verhält. Kommen wir zu den „Solidaritäten“. Auch hier gebe ich das Wort ab, an Bini Adamczak, Autorin zu Kommunismus und queerer Sexualität, die ich im Folgenden aus einem Interview mit der Zeitschrift „analyse und kritik“ zitiere: „Im Gegensatz zu anderen Kernbegriffen der Emanzipation wie Freiheit oder Gleichheit lässt sich die Solidarität recht schwer greifen. Das liegt daran, dass sie noch deutlicher ein Beziehungsgeschehen ist und sich schwer an einem äußeren Maßstab festmachen lässt (wie ‚ich bin frei zu tun, was ich will‘ oder ‚ich verdiene gleich viel Geld wie du‘). Solidarität geschieht zwischen uns. Genau das macht sie so attraktiv: Sie stiftet Verbindungen.“ Auf die Frage hin, warum die Solidarität denn heute so schwach scheint, wenn sie doch so attraktiv sei, antwortet sie „Die Fragmentierung des Sozialen ist eine Lebensrealität. Wir erhalten Lohnzettel, Wohnungskündigung, Steuerbescheide, Haftbefehle usw. fast immer individuell. Die Erkenntnis, dass wir hier oft die gleiche Erfahrung machen, wenn auch nicht gemeinsam, sondern vereinzelt, stellt sich nicht automatisch ein, sondern gewissermaßen nachträglich – durch Kommunikation, durch Zusammenkommen.“ In unseren folgenden Erzählungen sprechen wir von Versuchen einer solchen solidarischen Kommunikation, von einem solidarischen Zusammenkommen, das individuelle Erfahrungen, Bedürfnisse und Widerstände als offene Karten auf den Tisch legt, teil-, vergleich- und besprechbar macht. Als letzten klauen wir jetzt noch den Begriff ‚performen‘ auf und lassen uns dabei kurz von Judith Butler an die Hand nehmen. John Langshaw Austin führte 1962 mit seiner Sprechakttheorie „How to do things with words“ den Begriff der Performativität in die Linguistik ein und meint damit durch sprachliche Äußerungen bewirkte Handlungsvollzüge. Eine ‚performative‘ Äußerung beschreibt also nicht länger eine Handlung, sie selbst ist die Handlung. Judith Butler schließlich zeigt 1990 dann vor allem die imperative Funktion performativer Sprechakte auf – „Der Ausruf der Hebamme ‚Ein Mädchen!‘ ist demnach nicht nur als konstative Feststellung zu verstehen, sondern auch als direkter Sprechakt: ‚Werde ein Mädchen!‘“ – und betont noch einmal das transformative Potenzial eigener und fremder Sprech- und Handlungsakte. 2016 ergänzte sie in ihren „Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung“ den Performativitätsbegriff. Hier geht es nicht mehr länger um bestimmte von Einzelnen ausgeführte Sprechakte und Handlungen, die subversiv auf Normen einwirken und Erzählungen von Geschlecht, Zugehörigkeit und Subjekt umschreiben, sondern um Allianzen zwischen verschiedenen als verfügbar erachteten Minderheiten und ein koordiniertes Handeln zwischen ihnen – um eine körperliche und sprachliche Inszenierung einer Neuerzählung von Zusammenleben. Ein solches gemeinsames, aufeinander bezogenes Handeln, mal evokativ, mal diffus, steht auch im Zentrum unserer folgenden Erzählungen. Das JUZ und femrep sind unter unterschiedlichen Vorzeichen und mit unterschiedlich motivierten Notwendigkeiten entstanden– sie richten sich gegen unterschiedliche – nicht zuletzt über das Gender der Gründer*innen herangetragene – Imperative und Zwänge. In ihrer performten Solidarität kann die betonte Ergebnislosigkeit und Zweckungebundenheit einer Gruppe wie des JUZ‘ genauso zum Prinzip werden wie das „Empowerment“ in der gegenseitigen Politisierung und Unterstützung in allen Lebensbereichen bei femrep.

TILMAN: Als wir (Dominic Osterried und ich) Ende 2015 das Angebot erhielten, im Jahr darauf die Galerie Dorothea Schlüter in Hamburg für ein halbes Jahr zu übernehmen, war uns nicht klar, was wir da machen sollten. Nora Sdun und Sebastian

Reuss wollten auf jeden Fall weg und raus aus dem Galerie Alltag, kein Bock mehr auf das Eröffnungseinerlei und die Verkaufsgespräche mit Hanseatischen Industriellen über die einmaligen Gelegenheiten, die sie gerade in Griechenland auftraten. Eine Kundin der Galerie hatte sich darauf spezialisiert, dort ganze Hafenstädte zu kaufen. Die beiden waren sich unsicher, was schwerer wog: Ihre Verpflichtung den Künstler*innen der Galerie gegenüber oder dem Gefühl, ihrem Ekel nachzukommen und den ganzen Laden einfach dicht zu machen. Die Angst davor, aufzugeben, vor sich selbst und einem Teil der Peers, die wie die beiden auch der Hamburger Großbourgeoisie entstammten. Also erst mal wegfahren und uns den Laden überlassen, in der Hoffnung, dass sich so irgendwas von selber regelt. Also haben wir uns hingeworfen und nachgedacht und weil wir beide, damals zumindest, hauptsächlich Künstler waren, lag es irgendwie auf der Hand, dass wir dort Ausstellungen machen wollten oder zumindest dachten, wir wollen das. Also Konzepte geschrieben, Leute in Gedanken eingeladen, Förderanträge formuliert. Eine Galerie ist ja ein privatwirtschaftliches Unternehmen und finanziert sich, so die Theorie, über Verkäufe. Damit konnten wir nicht rechnen, also die Hamburger Kulturbehörde gefragt, die Hamburgische Kulturstiftung gefragt und eine etwas sehr private Stiftung namens Café Royal angeschrieben. Es haben dann alle abgesagt. Der Behörde war ich noch zu studentisch, die Kulturstiftung hat sich nach einem Telefonat nie wieder gemeldet und Café Royal meinte, das alles sei keine Kunst, sondern bloß irgendwas mit Kultur. Also mussten wir ohne Geld anfangen, der Raum war ja safe. Da aber so ziemlich alles, was man so zum Ausstellung machen braucht, Geld kostet: Arbeitskraft, Displays, Farbe, Reisekosten, Honorare, Unterbringung, Essen, Zeug – war relativ schnell klar: hier wird es keine Ausstellungen geben. Wir hatten eine große leere Galerie, also besorgten wir uns bei Ebay Kleinanzeigen ein paar ausgediente Gartenmöbel für ca. 20 Personen, verteilten sie im Raum und nannten den Laden JUZ-Pragmatisches Jugendzentrum. JUZ, das war auch ein Triggerversuch an die Hamburger Neustadt, die aus Banken, Interesseverbänden und Makler*innenbüros besteht. Niemand wohnt dort, schon gar keine Jugendlichen. Pragmatisch, weil wir schließlich irgendwas, auch ohne Geld mit dem Raum anfangen wollten und ich kurz vorher viel Richard Rorty gelesen hatte, der in den USA unter anderem für den sogenannten Neo-Pragmatismus stand – ein durch und durch Liberaler. Heute, mit ein wenig Abstand, halte ich viele seiner Argumente für ein bisschen naiv aber 2016 war es für mich eine Truhe voller Gedankenschätze. Wir machten also auf, mit Süßigkeiten und Kaffee umsonst und es gab wenig zu tun, aber die Menschen kamen. Es gab W-Lan, ein Pokestop und Steckdosen zum Aufladen diverser Devices. Aus dem gemeinsamen Rumsitzen und Zeit verbrauchen ergaben sich immer wieder Vorschläge, was wir tun könnten. Wir machten Ausflüge gemeinsam, manche erzählten von Dingen, die sie interessierten. Wir luden alle ein und hörten zu. Kunst wurde dort nie gemacht. Am Anfang kamen natürlich die bekannten Gesichter aus dem Kunstbetrieb. Es dauerte eine Weile bis alle verstanden hatten, dass die Tische und Stühle keine Skulpturen waren und die Snacks keine Performance-Leftovers, dass das hier nicht alles aufgezeichnet wird für unseren neuen Film und wir am Ende auch keine Publikation darüber herausgeben, darüber, wie wir gemeinsam nichts tun. Dass dieses Missverständnis entstehen würde, war uns wahrscheinlich klar. Es ist auch nicht einfach, aus der Grundannahme, etwas ironisches, subtiles, diametrales verberge sich zwischen den Zeilen, einfach ohne

Ansatz hinauszutreten. Es dauerte eine Weile, aber nach und nach wurde das JUZ zur Zentrale der verschenkten Zeit. Menschen, die meisten davon Künstler*innen, verbrachten Zeit ohne Mehrwert und machten kurz mal keine Projekte. Als wir dann im Winter den Laden wieder zumachten, flossen viele Tränen, es war wirklich zu unserem JUZ geworden. Auch das mit der Galerie ging gut weiter. Wir hatten ihre Entscheidung, das Galerist*innentum ein für allemal an den Nagel zu hängen dadurch unterstützt, dass sich die Hanseatischen Sammler*innen während unserer Zeit allesamt aus dem Verteiler löschen ließen und als wir den beiden die Schlüssel zur Galerie überreichten, niemand mehr da war, den sie hätten einladen können. Sie waren froh, wir waren wehmütig. Für den Ort, den wir aus Versehen oder aus der Not geschaffen hatten, gab es scheinbar ein großes Bedürfnis. Was mir allerdings erst später klar wurde, war, dass dieses Bedürfnis nach einem Schutzraum für Nutzlosigkeit hauptsächlich von Personen benannt wurde, die sich selber größtenteils als Männer identifizieren. Und hier ist, glaube ich, eine behutsame Analyse gefragt. Die westliche Geschichte der Kunst und ihre fortlaufende Erzählung ist die der männlichen Sprechposition, des entweder prototypischen lauten, syphilitischen, prügelnden und Farbflächen ejakulierenden Künstlerfürsten oder seiner nicht minder prototypischen Gegenfigur des gebrochenen und traurigen Fühlers. Beide Varianten teilten sich, je nach Nachfrage, den globalen Redestein. Der Erwartungshorizont eines, sich als Mann definierenden Künstlers (hier aber auch Kurators, Wissenschaftlers etc.) ist der, irgendwann, lieber früh als spät, in die großen Fußstapfen der dauerperformenden Vorväter zu treten, die die jeweilige Version einer Gesellschaft und ihrer Gender-formenden Institutionen ihnen zugedacht hat. Und nun ist Vorsicht geboten, denn der Grat ist schmal. Performancedruck und der Umgang damit hat vielgestaltige Lösungsansätze hervorgebracht. Dabei sind die Lösungsansätze dabei nicht die interessante Komponente, sondern die Wahrheit über die Welt, die damit erstritten werden soll. Klar, die Antwort einer Wahrheitsvariante, die den Kapitalismus als unveränderliches Naturgesetz versteht, wäre die: Männer können ihre Handys auf lautlos stellen und im Wald, beim Yoga, beim Grillen, beim Weinen, beim Bierbrauen mal ein bisschen zu sich selber finden. Das soll sie befähigen, danach noch besser sich selbst zu performen und im harten Kampf um Anerkennung die Nachschublinien geschlossen zu halten. Sabbaticals als Fronturlaub: dass gekämpft werden muss, ist gemachte Sache. Erst später ist mir klargeworden, dass die Begriffe, mit denen wir damals hauptsächlich operierten, unbewusste Versuche waren, sich der männlich konnotierten Metaphernsprache von Potenzial, harten Fakten und Power-Gestures zu entziehen und wir sie ungewollt reproduzierten: alles am JUZ war schlaff und zufällig, nebensächlich, müde und achselzuckend. Ich mochte diese Begriffe, aber ja, sie machen nur Sinn, in einer Sprache, die sich um den Penis herum schreibt. Was ist nun aber mit denen, die sich gar nicht durchbeißen wollen? Die die nicht kämpfen wollen, die nichts zu erzählen haben, denen nichts einfällt, die Kunst interessant, aber jetzt auch nicht unglaublich interessant finden, die manchmal begeistert sind und noch öfter nicht, die ewig nach sich selber suchen können und wenig brauchbares finden? Manche von diesen Menschen konnte das JUZ einen Raum bieten, für manch andere war es wohl eher das erstgenannte Sabbatical vom Kunstbetrieb. Und auch hier bleibt der Grat schmal. Wer weiß, wer von den müden Gestalten im JUZ unsolidarisch sich irgendwo anders nicht an der Care-Arbeit beteiligte, während er zu uns zum Zuhören kam.

Kultur wurde im JUZ natürlich trotzdem produziert, doch hier muss man vielleicht den Kulturbegriff, wie wir ihn verwenden einmal erläutern.

NINA: Kultur, das ist alles, was Menschen so machen: Sprechen, Sitzen, Pferde töpfern, Pause machen, Brote schmieren, Lieder singen, mit Händen und Füßen reden. Dieser andere Kulturbegriff, der zum Beispiel affirmativ in „Kulturschätze“, „Kulturen der Welt“, „Hochkultur“ etc. verwendet wird, auf den sich zum Beispiel Stiftungen beziehen, wenn sie entscheiden was gefördert wird, ist vor allem identitärer Kampfbegriff. Kultur als etwas, was man kolonial anderen angedeihen lässt und die man wiederum gegenüber anderen Kulturen oder noch besser Unkulturen verteidigen muss. Im besten Fall ein gut gemeintes multikulturelles Buffetangebot, lauter leckere Kleinigkeiten mit eindeutiger Provenienz. Alle zeigen was sie voneinander abgrenzt. Wir glauben nicht an diese Kultur. Wir wollen nicht Schönes vermehren, sondern körperliche Unversehrtheit und faire Chancen auf eine selbstgewählte Zukunft. Eine Welt ohne Theater und Kunst wäre erst mal nur das: eine Welt ohne Theater und Kunst. Polizeigewalt, sexuelle Übergriffe und Rassismus sinken nicht antiproportional zur Menge an Aufführungen und Ausstellungen einer Gesellschaft. Solidarität lässt sich eben doch besser praktisch erfahren, als aufbereitet in der Nacherzählung. Und dafür braucht es Räume, physische und erdachte, Schutzräume mit Fenstern nach Außen. Das JUZ war so ein Raum und femrep ist so ein Raum. Die Geschichte von femrep lässt sich – wie jede Geschichte – auf viele unterschiedliche Arten und Weisen erzählen. Manchmal beginnt die Geschichte mit der Übelkeit vom 9. November 2016. Mit dem spontanen Schüttelfrost nach dem Blick auf das Handy. Donald Trump geschah nicht über Nacht, er war keine Überraschung. Er hat sich angekündigt, nicht nur im Wahlkampf, sondern in allen gesammelten Erfahrungen unser aller Leben bis zu diesem Zeitpunkt. Am 9. November 2016 zeigte ich ganz typische Symptome eines gebrochenen Herzens. Ich wusste, anderen musste es gerade genauso gehen und mit einer von ihnen fand ich mich zusammen. Nach einem Tag Übelkeit und Ohnmacht, hatten wir am Abend schon genug davon und gingen, Kinder des 21. Jahrhunderts, zur Produktivität über. Wir schlugen unsere Notizbücher an einem Bartresen auf und notierten: „SOLIDARITÄT & AUTONOMIE“ und direkt danach, doppelt unterstrichen, wir Kinder des 21. Jahrhunderts, „Verein gründen“. Das erste war das eine Bedürfnis, das wir an diesem Tag formulieren konnten, das andere war die erstbeste Zweckmäßigkeit, die uns dazu einfiel. An diesem Tag, an dem die absehbarste Überraschung entsetzliche Wirklichkeit wurde, wollten wir auch etwas Offizielles schaffen. Für einen eingetragenen Verein in Deutschland braucht es einen Vereinsnamen, eine Satzung, 7 Gründungsmitglieder, ein Gründungsprotokoll, 120 Euro für die notarielle Beglaubigung und nochmal 20 für die Eintragung ins Vereinsregister. Neben Care-, Lohn- und Kulturarbeit, Beziehungen, Trennungen, Umzügen, Krankheiten und Freizeitzugeständnissen haben wir diese Partikel im Winter 2016/2017 zusammengesammelt. Die Gründungsmitglieder wurden mehr oder weniger per Stille Post rekrutiert. Beim Lohnjob mal die Kollegin gefragt, auf Facebook die Freundin des einen Freundes angeschrieben, die man eigentlich kaum kennt, beim Ausgehen sich über den Tisch zur ehemaligen Chefin gelehnt und ihr ins Ohr gesprochen: Willst du nicht auch kommen zu diesem Treffen? Es ist so eine Art Frauengruppe. Wir wollen ein Verein gründen. Was genau? Ja, das besprechen wir am besten dort. Das war nämlich der ganze Clou. In unseren Notizbüchern stand immer noch nicht viel mehr als „Solidarität und Autonomie“.

Wir wussten, zu zweit können wir kein Programm für sieben entwickeln und zu siebt können wir auch nur in Ansätzen ein Programm für viel viel mehr entwickeln. Erstmal gab es da nur das Bedürfnis danach, sich zu kennen, sich zueinander zu verhalten, selbst einen Rahmen zu bilden, sei es für die an der Misogynie zerbrochenen Herzen oder für etwas ganz Anderes. In dieser Unbestimmtheit ist dieses Bedürfnis aber auf andere Bedürfnisse gestoßen und die Stille Post hat zehn Gründungsmitglieder zusammengebracht, die die Satzung unterzeichnet, das Gründungsprotokoll unterschrieben und das Geld für die Eintragung zusammengelegt haben. Die erste Mitgliederversammlung sollte Ende April stattfinden – dort wollten wir erste Ideen, was man so gemeinsam machen könnte vorstellen, aber viel mehr noch, andere Ideen von möglichen Anwesenden sammeln und teilen und wir wollten vor allem einfach raus damit, schauen, ob uns das Ganze wirklich jemand glaubt und ob wir vielleicht noch ein paar mehr werden. Wir schoben Tische zusammen und stellten Stühle für 30 Leute auf. Es kamen 70. Die Vorstellungsrunde dauerte 2 Stunden. 2 Stunden lang hörten alle zu während jeweils eine sprach. Vielleicht schon mit der ersten Person, die durch die Tür kam, vielleicht nach diesen 2 Stunden, irgendwann im Laufe dieses Abends wurde femrep auf jeden Fall auf einmal offiziell und besteht seither. Und seither bietet femrep neben monatlich stattfindenden offenen Versammlungen, Lektürekreise, Filmclubs, Kolloquien, Exkursionen, Workshops, gemeinsame Essen und Vorträge von und für FLTI*s an – die Agenda des Vereins flimmert dabei ständig zwischen proaktiven Formaten der Repräsentanz und Vernetzung und einem Möglichkeitsraum des bewussten Amateurismus und der Effizienzverweigerung, des solidarischen Nichtstuns. Die Formate, wie ihre inhaltlichen Schwerpunkte, bilden sich aus den Bedürfnissen der Mitglieder heraus. Die monatlichen Versammlungen bieten vor allem ein Forum zum Austausch, zum offenen Sprechen. Während man sich einander vorstellt, Bedürfnisse, Wünsche, Fähigkeiten und Potenziale geäußert werden, sich Zimmersuchende und Zimmerbietende finden, Tauschgeschäfte abgeschlossen werden, aktuelle sowie uralte Artikel, Bücher und Filme besprochen werden, während über Körper, Sprache, Arbeit und Alltagssexismus gesprochen wird, werden die ersten beiden Notizen in unseren Büchern „Solidarität und Autonomie“ ein Stück weit performt und praktiziert. femrep ist im besten Sinne zur Gemeinschaft geworden, zu einer Runde und einem Ort, an dem erstmal kein Bedürfnis und keine Frage die falsche sein kann. Autonomie im Kleinen wird geschaffen, wenn wir statt kapitalisierten Dienstleistungen die Kapazitäten und Kompetenzen der Gruppe nützen – die eine kann Haare schneiden, die andere ins Englische übersetzen, die dritte hat eine große Wohnung, in dem beides stattfinden kann oder sich auch einfach nur von Lohnjobs und Care-Arbeit erholt werden kann. Solidarität wird im Sprechen praktiziert, im Austausch von Diskriminierungserfahrungen, in geteilter Sorge - Arbeit für die Gruppe und Aufmerksamkeit für die Einzelnen, in der Weitergabe von Wissen, Erfahrung, Strategie und Struktur. Als dezidiert feministische Gruppe gegründet und das Private zum Politischen erklärend, stand zu Beginn von femrep keine klassisch aktivistische Agenda, zu Beginn stand, und wir erinnern uns an die gebrochenen Herzen vom November 2016, der Wunsch nach Selbstorganisation und einem Schutzraum für solidarische Praxis. Der Begriff der Praxis ist hier der wesentliche. Das gemeinsame Erlernen, Wiederholen, Ausprobieren, das Handeln und Praktizieren, der performative Vollzug des Phantasmas einer feministischen Republik. In ihrem Band „Anmerkungen

zu einer performativen Theorie der Versammlung“ von 2016, in dem sich Judith Butler vor dem Hintergrund von Occupy vor allem mit Versammlungen im öffentlichen Raum auseinandersetzt, erweitert sie auch ihren eigenen Performativitätsbegriff um den der kollektiven Performativität: „Die Performativität ist häufig mit der individuellen Performanz assoziiert worden, doch eine Neubetrachtung derjenigen Formen von Performativität, die nur durch Formen koordinierten Handelns wirken, deren Bedingung und Ziel die Wiederherstellung pluraler Formen des Handelns und sozialer Widerstandspraktiken ist, könnte sich als wichtig erweisen. Diese Bewegung oder Ruhe, dieses Parken meines Körpers inmitten der Handlung eines anderen, ist weder meine noch deine Handlung, sondern etwas, das aufgrund der Beziehung zwischen uns geschieht, das aus ebendieser Beziehung hervorgeht, zwischen dem Ich und dem Wir laviert und den generativen Wert seiner Doppeldeutigkeit zugleich zu bewahren und zu verbreiten versucht, einer aktiven und willentlich aufrechterhaltenen Beziehung, einer Zusammenarbeit, die weder eine halluzinatorische Verschmelzung noch Verwirrung ist.“

TILMAN: Die Frage ist, wie solche Beziehungen zueinander, wie eine solche Zusammenarbeit der unterschiedlichen Bedürfniskontexte in der Praxis aussehen kann. Wahrscheinlich kann, wird und muss es nicht den einen Ort, das eine Konzept geben können, an dem all diese und all jene mir noch unbekanntes Bedürfnisse gleichermaßen ihre Entsprechungen finden. Die Hoffnung liegt in der solidarischen und positiven Bezugnahme der einzelnen Gruppen und ihrer spezifischen Ansätze aufeinander und auf dem Bewusstsein ihrer gegenseitigen Bezugnahme. Dass die, die es leid sind, immer sprechen wollen zu sollen und die, die nicht sprechen dürfen und sprechen können wollen, vielleicht den selben Streit zu anderen Bedingungen streiten und das die Beendigung von Marginalisierung die absolute Grundlage von weiteren Gesprächen zur Zukunft sein muss. Hier ist Priorisierung gefragt, Marginalisierung geht zuerst. Ob man dann, wenn alle gleichermaßen sprechfähig sind, noch weiter gemeinsam arbeiten will, steht auf einem anderen Blatt. Und hier kommt Richard Rortys Metapher der liberalen Ironikerinnen ins Spiel. Liberale Ironikerinnen sind die, die sich der Unabgeschlossenheit des eigenen Vokabulars bewusst sind. Dadurch wird eine Art zu sprechen möglich, die sich der eigenen Fehlbarkeit bewusst ist und somit auch anderen diese Fehlbarkeit eingesteht. Wir streiten für die Wahrheit! Aber vor allem: wir streiten für unsere (meinetwegen oft geteilte) Wahrheit gegen die Wahrheiten der anderen, bleiben aneinanderkleben, färben aufeinander ab. Laut Richard Rorty, und deshalb mochte ich ihn immer so gern, stehen alle Welterklärungsmodelle unvereinbar nebeneinander. Sprecher*innen der einen, versuchen die der anderen davon zu überzeugen, ihre Erklärung als die nützlichste zu übernehmen. Die immer noch am häufigsten erzählte Wahrheit ist die der patriarchalen Weltordnung. Es geht also darum, ihr eine oder tausend andere entgegenzustellen. In diesem Wissen, erschien es mir immer am sinnvollsten, denjenigen ein Stück zu folgen und mehr Gehör zu schenken, die sich nicht sicher waren, ob das was sie taten, das richtige sei. Ich glaube auch, dass Rorty eben wegen der Weichheit seiner Grundsätze für die Überlegungen über eine demokratische, egalitäre und intersektionale Solidarität so brauchbar ist. Seine Texte sind sehr interpretationsoffen und ich kann verstehen, wieso Leute ihn, bzw. seine Arbeit so sehr ablehnen. Er hat ja eigentlich angefangen als Vertreter der analytischen Philosophie, einer Schule, die sehr auf dem Überprüfen von Wahrheitsgehalten von Sätzen basierte.

Immer irgendwie in dem Versuch, normative Hauptsätze über die Welt zu formulieren. Rorty hat sich dann mit diesen Mitteln eigentlich selber aus dieser Schule rausgekegelt. Mit dem Satz „Da Wahrheit eine Eigenschaft von Sätzen ist, da die Existenz von Sätzen abhängig von Vokabularen ist und da Vokabulare von Menschen gemacht werden, gilt dasselbe für Wahrheiten.“ hat er jedwede weitere Beschäftigung mit normativen Sätzen über die Welt für sich beendet. Besonders oft sind die, für viele leiderzeugenden Institutionen genau die, die sehr genaue, enge, binäre und Gesetz-gewordene Wahrheitsbegriffe verwenden.

NINA: Schnell mussten wir lernen, dass dieser simplen Praxis, dieser performten Solidarität im geschützten Raum schon genug widerständiges Potenzial – oder wohl eher Gefahr – zugesprochen wurde, um staatlich und rechtlich sanktioniert zu werden. In unserem Wunsch nach offizieller Sichtbarkeit und rechtlicher Eigenständigkeit hatten wir beim Hamburger Finanzamt für unseren Verein Gemeinnützigkeit beantragt. Freund*innen hatten uns das als unkompliziertes Verfahren beschrieben, sie alle kannten Kunsträume, Yogazentren, Kleingärtenanlagen, der ohne jede Schwierigkeit die Gemeinnützigkeit zugesprochen wurde und die sich damit für Privatspenden wie Förderungen qualifizierten und dabei nicht unwesentliche Summen an Steuern einsparten. Unser Antrag wurde wortlos abgelehnt. Auf Nachfrage bekamen wir erste faden-scheinige Begründungen. In der Beschreibung der demografischen Gruppe unserer Mitglieder hatten wir von „arbeitenden Frauen“ gesprochen und dabei ausgeführt, damit jede Form von Arbeit zu meinen, Lohnarbeit, Sorgearbeit, Studium, Ausbildung, Kunst machen. Für das Finanzamt stellen „arbeitende“ Menschen – egal in welchem Arbeitsverhältnis – jedoch keine Gruppe dar, derer man sich mit gemeinnütziger Aufmerksamkeit widmen müsse – die hätten ja Arbeit, es also eh schon geschafft. Dass die Mitglieder der Kleingarten-, Kunst- und Yogavereine üblicherweise auch alle arbeiten, schien bei deren Anträgen nur irgendwie keine Rolle gespielt zu haben. Das „arbeiten“ aus pragmatischen Gründen aus der Satzung gestrichen, bekamen wir auch nach der zweiten Einreichung eine Absage zurück. Im Gespräch mit der Sachbearbeiterin klärte sich folgendes: 1.) Einem Verein, der seine Mitgliedschaft einschränkt – femrep Mitglied kann werden, wer sich als Frau*, Inter- oder Transgender identifiziert, nicht aber wer sich als cis-männlich identifiziert – einem solchen Verein, steht aufgrund des deutschen Diskriminierungsverbots keine Gemeinnützigkeit zu. Wenn die rein männliche besetzte Burschenschaft jetzt nicht mehr gemeinnützig sein darf, dann darf das der feministische Verein auch nicht mehr – das ist doch die Gleichberechtigung, die wir dauernd fordern, wurde uns gesagt. Da werden natürlich Birnen mit Äpfeln verglichen und „Gleichberechtigung“ als die bittere Mahlzeit serviert, die sich das lästige Volk jetzt verdient hat. Strukturelle Marginalisierung und soziopolitische, historisch einbetonierte gesellschaftliche Privilegien werden einfach weg-negiert und mit einem selbstgerechten Seufzer ein beliebiger Cut gezogen, ab dem jetzt alle gleichbehandelt werden. Da müssen Frauenhäuser eben genauso auf ihre Spendengelder verzichten wie Skatvereine. Uns wurde außerdem 2.) noch weiter erklärt, dass wir per se nicht gemeinnützig und damit „selbstlos“ handeln würden, weil wir ja selbst zu der Gruppe gehören, für die der Verein Struktur, Unterstützung und Rückhalt schaffen will. Der eigentliche Skandal war also, dass wir ein besseres Leben für uns alle einforderten – uns, mich, selbst eingeschlossen.

Frauen, die sich für sich selbst einsetzen, die sich weder mit der Erfüllung ihrer eigenen Karriere, noch für ihre Aufgaben in der Sorgearbeit zufrieden stellten, sondern darüber hinaus immer noch irgendetwas wollten und zwar nicht für die Umwelt, den Tierschutz oder die Kultur, sondern für sich selbst, das ging zu weit. Der Zweck für das Gemeinwohl? Abgelehnt.

TILMAN: Selbstlosigkeit. Wir haben uns oft darüber unterhalten, warum das JUZ und femrep so „gut“ funktioniert haben und ein anderes Projekt, in dem wir zusammen drinhingen, nicht. Die Analyse dazu ist noch nicht abgeschlossen, aber unsere Vermutung geht dahin zu glauben, dass das Hauptmerkmal der beiden erstgenannten Projekte, die direkte Betroffenheit war, bzw. um es ein bisschen weniger dramatisch zu sagen, es ging um uns und wir blieben mehr oder weniger unseren Sprechweisen und Handlungsprinzipien treu. Oder, um sich wieder auf Rorty oder auf Judith Butler zu beziehen: wir machten Räume auf, für uns und Leute, die sich mit uns eine Wahrheit teilen.

NINA: Die comune in Hamburg war ein, im weitesten Sinne, soziokultureller Projektraum mit Küche im ehemals besetzten Gängeviertel in der Hamburger Neustadt. Die comune war ein angenehm schmuckloser Raum. Es gab eine Küche, eine Kaffeemaschine, Getränke im Kühlschrank, es gab viele Tische, noch mehr Stühle, es gab abends schönes Sonnenuntergangslicht durch die großen Fenster, eine Toilette und eine schwere Brandschutztür. Bis Ende 2018 war die comune auch Hauptquartier von femrep und vielen anderen Gruppen. Wir machten ihn gemeinschaftlich auch wieder zu.

TILMAN: Wir haben den Laden aufgebaut, weil es aus dem Hamburger Gängeviertel das Bedürfnis einer Küche gab und ein Freund und ich gerade einen Lehrauftrag an der HfbK Hamburg hatten für Grundlagenvermittlung Design im Vorstudienprogramm für Refugees. So ein Vorstudienprogramm ist deshalb sinnvoll, weil so eine Immatrikulation an einer Hochschule viele Änderungen im finanziellen Leben für gerade angekommene Menschen nach sich zieht. Das Arbeitsamt stellt dann die Zahlungen ein und man muss sich um Bafög kümmern, also um Unterstützungsgeld für Studierende. Das bekommt man aber auch nur, wenn man nicht vorher schon zu lange was anderes studiert hat, oder eigentlich schon fertig ist mit studieren. Die Idee war also, man bietet interessierten Menschen an, sich das alles mal für ein Semester anzuschauen, und sich dann zu entscheiden, den ganzen Hustle mit dem Geld auf sich zu nehmen. Ich hatte zwar wenig Ahnung von Design aber ich hatte eine Ahnung von Räumen und so gingen wir mit dem Seminar in den leeren Raum, der mal die comune werden sollte und sprachen darüber, was wir hier alle machen können wollen. Es sollte ein Raum für alle werden, ohne klares Profil, es sollte Essen geben für alle und die die viel haben, sollen auch viel bezahlen. Also planten und bauten wir drauf los und am Ende, ein Jahr später, war der Raum auch ganz schön geworden. Er sah aus wie ein Kompromiss, das gefiel mir ganz gut. Langweilige Warm-graue Wände, viel Holz und viel Platz in der Mitte. Wir hatten einen warmen Raum geschaffen, der durch die fehlenden Hoheitszeichen bestach und wirklich eine potenziell große Gruppe an Menschen ansprechen konnte. Die Miete, die jeden Monat anfiel, das wussten wir bereits, konnten wir niemals aus eigener Tasche bezahlen und auch nicht durch ein bisschen Kaffee verkaufen. Es war kurz nach dem Sommer der Migration und die städtischen und privaten Stiftungen schufen überall Integrationsfördertöpfe, für die man sich bewerben konnte. Solche Blitztöpfe sind

natürlich immer zeitlich so Strömungen unterworfen. Das kann mal „die digitale Stadt“ oder „Integration“ oder „grünes Hamburg“ heißen. Mit Hilfe der HfbK, also der Kunsthochschule, haben wir uns dort beworben und tatsächlich relativ viel Geld bekommen. Damit war der Großteil der Miete für ein Jahr gedeckt und wir konnten sogar noch zwei sogenannte Minijobs vergeben an zwei Studierende aus dem Seminar. Ein richtiges Vorzeigeprojekt. Wir machten Ende 2018 aber trotzdem wieder zu. Das hatte viele Gründe: Zeitmangel, Finanzen und es ist, um zum eigentlichen Thema des Vortrages zurückzukommen, eben doch nicht das gleiche, etwas für sich selbst zu tun, oder etwas für andere zu tun und sich selber zu erzählen, man hilft da nur so ein bisschen bei der autonomen Selbstbestimmung. Wir trafen da auf verschiedene Probleme. Wenn man Gelder aus einem Integrationsfördertopf anzapft, dann ist es natürlich nicht weiter mit der autonomen Selbstbestimmung. Es wurde zwar nirgendwo aufgeführt was das eigentlich heißen soll, Integration, aber in den Aufforderungen der Behörden und Geldgeber*innen, doch Fotomaterial von Refugeeprojekten zu erzeugen, schwang auch immer die Erwartung mit, dass diese doch mit Sicherheit, sobald man sie lässt, folkloristische Sachen machen, Kultur eben. Diese Veranstaltungen gab es auch teilweise und da komme ich oder wir immer ein bisschen ins straucheln. Es bleibt unklar wer sich hier wirklich entfaltet. Die freudige Anweisung der Behörde und uns auch, die Seminarteilnehmer*innen können hier wirklich alles machen: z.B. (und dann fällt einem eben nur das ein) Kalligraphiekurse oder muslimische Feste feiern oder Musik machen oder so was, führte dann dazu, dass eben auch diese Feste gefeiert wurden und besagte Kalligraphiekurse zu Stande kamen. Es besteht natürlich die Möglichkeit, dass alle beteiligten wirklich Lust darauf hatten, ein traditionelles Fest zu feiern, es ist aber auch möglich, dass eben wir den Eindruck vermittelten, es wäre das Beste für alle, wenn sie mal so ein Fest feiern würden. Es kann auch, um es noch komplizierter zu machen, eine Mischung aus beidem sein. Da können dann alle kommen, und sich freuen, wie cool wir alle damit sind, dass sie eben anders sind als wir. Wir können die Behörde einladen und sie geben uns dann vielleicht nächstes Jahr wieder Geld. Es ist eben schwierig, einen Folgeantrag zu schreiben in dem drinsteht, zwei Menschen, die aus Syrien geflohen sind, haben einen Abend lang alle Teile von Fast and the Furious gezeigt und der Rest ist geheim. Auch wenn das das Ergebnis der autonomen Selbstbestimmung ist. Mir und ein paar anderen hat das oft Probleme bereitet. Es gab schon wirklich gute Veranstaltungen dort und ich glaube, da ist die Erzählung aller Beteiligten eine unterschiedliche: Aus zumindest meiner, aktivistischen Perspektive ging das ganze irgendwie nicht so auf wie erwartet. Nicht weil wir beleidigt über die Erwartungen der anderen waren, sondern vielleicht eher ernüchtert von der Erkenntnis, dass sich freie Entfaltung und Autonomie eben nicht so richtig von oben oder von der Seite lehren lässt, ohne direkt die suggestive Saat des Paternalismus zu verstreuen. Es war verflücht und ist verflücht. Man kann eben vielleicht kein Geschäft aufmachen, mit dem Konzept, Leuten, die sich nicht dieselbe Agenda, also dieselben Wahrheiten teilen, bei irgendwas zu helfen auch wenn die Idee dahinter oft eine ernstgemeint solidarische und gute ist. Es können kraftlose Angebote formuliert werden, man kann die Tür aufsperrn und sagen, dass es Kaffee gibt und Personen den Raum haben können zu bestimmten Zeiten, wenn sie das möchten. Das hat auch manchmal wirklich gut funktioniert. Alles andere ergibt sich oder ergibt sich nicht und funktioniert ein bisschen wie in einem guten Jeansgeschäft.

Wenn ich da reingehe und mich umschauen will, in der Absicht, ganz vielleicht eine Jeans zu kaufen und dann sofort jemand kommt und sagt: Hallo, schön, dass du jetzt da bist. Hier, diese beiden Jeans stehen dir sehr gut, die anderen nicht so sehr. Dann ist es eben Essig mit der Selbstbestimmung.

NINA: Räume wie das JUZ und Gruppen wie femrep „funktionieren“ vielleicht deshalb, weil sie nichts produzieren (müssen). Keine Bilder, keine Manifeste, keine messbare Verbesserung der Demokratie. Es ist gerade dieses unerklärte Beharren auf den eigenen Raum, auf geteilte Erfahrungen und eine gemeinsame Praxis, die die Grundbedingungen der Solidarität und Autonomie als gelebt einfordert, das nicht nur der Schrecken des Finanzamts ist, sondern auch die Kernagenda des politischen Handelns solcher Zusammenschlüsse sein kann. Um Judith Butler noch einmal zu zitieren: „Die Bekräftigung, dass eine Gruppe von Menschen noch existiert, dass sie Raum einnimmt und hartnäckig weiterlebt, ist bereits eine expressive Handlung, ein politisch signifikantes Ereignis, und dies kann wortlos im Verlauf einer unvorhersehbaren und flüchtigen Versammlung geschehen. Ein weiteres „effektives“ Resultat solcher pluralen Inszenierungen ist, dass sie das Gemeinschaftliche einer Situation manifestieren und jene individualisierende Moral anfechten, die die wirtschaftliche Unabhängigkeit zur Norm erklärt, und zwar ausgerechnet dann, wenn Unabhängigkeit zunehmend unrealistischer wird.“ Um zu verstehen, was ich hier eigentlich mache und was ich eigentlich will, hat mir Bini Adamczaks Buch „Beziehungswiese Revolution“ von 2017 sehr viel geholfen. Sie stellt darin die beziehungstheoretische Perspektive vor, die davon ausgeht, dass Handlungsmacht nicht aus einzelnen Akteurinnen entsteht, sondern aus Verbindungen hervorgeht – „Beziehungstheoretisch verschiebt sich die Frage nach dem Kern der Identität – als wirkliches Wesen oder ideologischer Schleier – zu jener danach, aus welchen Beziehungen sie als Effekt hervorgeht, das bedeutet auch, auf welches spezifische und spezifisch unbefriedigte Begehren sie eine Antwort darstellt.“ Das Begehren nach Ansprache, Austausch, Gespräch, nach einer selbstorganisierten Struktur hat so z. B. die Beziehungsform femrep hervorgebracht und in diesem Beziehungsgeflecht die individuellen Akteurinnen zu potenziert Handlungsmacht verholfen. Das Sprechen und Handeln innerhalb und durch die Beziehungen mag koordiniert und plural sein, wie es Judith Butler mit ihrer kollektiven Performativität beschreibt, es ist aber nicht abgeschlossen und linear. Adamczak sagt: „Es geht darum, eine doppelte Idee zurückzuweisen, die Idee des Einzelnen und die Idee des Ganzen, oder in die Sprache des Politischen übersetzt: die Idee des Individuums und die Idee des Staates [...] Es geht darum, Kollektivität nicht zu „dem Kollektiv“ zu essenialisieren, das wie „die Partei“ zum Subjekt wird - und mit einer einzelnen Stimme spricht: von einer Grenze umrandet, vom nächsten Kollektiv getrennt. Nicht um den Punkt geht es also und nicht um den Kreis, sondern um Linien, Knoten oder Schlaufen: Verbindungen.“

TILMAN: Einen Raum für Knoten, Schlaufen und unbekannte Dritte betreiben wir beide zusammen auch seit 2020 im Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg. Wir sind dem Ruf nach fester Bezahlung, Krankengeld und gewerkschaftlicher Vertretung gefolgt und versuchen seit April diesen Jahres unsere Expertise des Durchwurstelns in ein professionelles Ambiente zu gießen. Der Freiraum, so heißt dieser Ort, ist ein Kind der Zeit. Wenn ich über den Freiraum spreche, dann komme ich schnell in einen Trance-ähnlichen Zustand. Wir reden in einer Tour darüber und ich kann in Gedanken in der Zeit

einfach Pause machen – Autopilot. Dieser Ort, im Erdgeschoss des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg gelegen, ist ein, so sagen wir, „offener Projektraum und Treffpunkt für die Gesellschaften der Stadt, die direkte Nachbar*innenschaft, die Besucher*innen und Mitarbeiter*innen des Museums“. Man kann dort kostenlos rein, hat ein Dach über dem Kopf, Tische, Stühle, etwas zu lesen, Schach-, Mühle- und Kartenspiele, Internet und fließendes Wasser. Menschen treffen sich dort zum Reden, zum Lesen, zum Pause machen, zum Arbeiten oder wenn sie anderen etwas „Wichtiges mitteilen wollen“. Aber wie schon gesagt: Der Freiraum ist ein Kind der Zeit. Bürgerliche Kulturinstitutionen haben erkannt, dass die durch sie repräsentierte Gesellschaft eben nicht die ganze Gesellschaft ist. Diese Erkenntnis ist sicher gar nicht neu, nur gibt es jetzt den Wunsch, die von der öffentlichen Hand bezahlten Speicher doch auch den meisten irgendwie zugänglich zu machen. Wer diese (Rest-)Gesellschaft ist, ist allerdings oftmals eher vage und wird auch von Institution und Sprachspielgruppe unterschiedlich definiert. Was diese unbekanntes Dritten dann eigentlich in den Institutionen machen sollen, sobald sie einmal da sind, ebenso. Den Hauptstrang der hegemonialen Selbsterzählung bürgerlicher Institutionen nach der Erkenntnis, dass nicht alle Teile der Gesellschaft ihre Angebote nutzen, würde ich so definieren wollen: Eine Kulturinstitution, wie ein Theater oder ein Museum sitzt auf einem Speicher unermesslicher Schätze, und, was noch viel wertvoller ist, auf der Kompetenz, diese Schätze als Schätze definieren zu können. In dieser Selbsterzählung muss das Ziel einer Öffnung also die sein, möglichst vielen den Zugang zu diesen Schätzen und ihren Definitionen zu ermöglichen. Diese Strategie ist privilegienblind und assimilatorisch, da sie die eigene Herrschaftsposition als faktische Grundlage der Welt begreift. Sie hat sich seit dem römischen Imperialismus nicht geändert: Bekommt man die Barbaren in die Thermen und Tempel, kommen sie als Römer wieder raus.

NINA: Das Museum ist und bleibt ein hegemoniales Bildungsinstrument, nur dafür wurde es erfunden. Es ist ein Produkt des 19. Jahrhunderts, und sein erklärtes Ziel war es immer schon, die nicht-hegemoniale Klassen durch das Bürgertum zu erziehen. Den Sammlungen der zahllosen, großteils im Rahmen der Kolonialisierung angehäuften Artefakte sprach man großzügige Ausstellungsflächen zu, um sie so einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Was in diesen Hallen, nicht umsonst oftmals repräsentativ ausgestattet, zu sehen war, galt als Fakt, als Tatsache, als wahrer Zugriff auf die Welt. Museen fungierten somit als wesentliche Katalysatoren der epistemischen Gewalt schlechthin: des Universalismus. Aus europäischer (männlich-weiß-bürgerlicher-rationalisierter) Perspektive wurde vermeintlich allgemeingültiges „Wissen“ produziert und gesellschaftlich verankert. Die vielleicht wichtigste Methode der musealen Erziehungs- und Machterhaltungspraxis ist dabei jene der Kategorisierung und Differenzierung. Ob in Völkerkunde-, Naturkunde- oder Kunstgewerbemuseen, unter Anwendung eines wissenschaftlichen Habitus wurden Kategorien festgeschrieben und Differenzen hergestellt. Differenz nicht nur etwa zwischen Naturgeschichte und Kunstgeschichte, zwischen Mineralogie und Botanik, zwischen freier Kunst und dekorativem Handwerk, sondern auch zwischen „Eigenem“ und „Fremden“, zwischen „Hohem“ und „Niedrigem“. In einem solchen Ort der historischen (wie gegenwärtigen) Differenzen soll mit dem Freiraum nun also ein Ort der Gemeinsamkeiten entstehen. Wie bereits in der *comune* und den Schwierigkeiten des Spagates zwischen

solidarischem Potenzial und Erwartungshaltung der Geldgebenden wäre auch hier die Katastrophe vorprogrammiert. Der Widerspruch ist offensichtlich, aber genauso offensichtlich ist die Notwendigkeit, es zumindest zu probieren. Man bekommt den Impetus der Vermittlung nicht aus dem Museum raus, daher müssen wir die Vermittlung also umdrehen. Nicht aus dem Museum heraus, sondern in das Museum hinein vermitteln. Definitionsmacht abgeben, Zweifel zulassen, neue Spekulationen und unerhörte Narrationen einladen. Zuhören. Sacken lassen. Platz machen. Für den Alltag, die Stadt, die Nachbar*innenschaft, Tagesaktuelles, Nebensächliches, Unsicherheiten, Zwischentöne. Freiraum – der Begriff behauptet viel. Pausenraum und Treffpunkt, das trifft es schon mehr, das kann der Raum vielleicht wirklich werden. Frei wird er nie sein und das soll er ja vielleicht auch gar nicht, er soll umsorgt und betreut und begleitet sein. Manche – möglichst viele – sollen sich darin wohl und dafür verantwortlich fühlen.

TILMAN: Der Freiraum ist erst mal nur ein Ort. So warm wie nötig, so offen wie möglich. Aber auch hier bleiben wir hängen: Wie sieht ein offener Ort für möglichst viele aus, den sich wenige, also wir, mit sehr kompatibler Expertise erdacht haben? Wir kommen nicht aus unseren Schuhen heraus, aber wir können fragen – Menschen mit anderer Expertise und anderem Verständnis von offenen Räumen. Die kuratorische Hauptaufgabe liegt also im Zuhören und Sammeln von Kritik und dann die uns gegebene strukturelle Macht dazu verwenden diese Kritik manifest werden zu lassen. Aufgrund des speziellen Jahres 2020 ist unsere tatsächliche Feldforschung natürlich bislang begrenzt. Wir wissen nur: alles dauert länger und die Widerstände sind größer als in den freien Orten der Kunst. Aber, so können wir uns einreden und tun es auch: Die Widerstände sind sehr viel größer weil die Strukturarbeit Wirkung zeigt. Galerien und Offspaces sind seit jeher die Tobekeller und Panicrooms des Bürger*innentums. Was dort passiert, verliert seine Wirkung oft direkt an der Eingangstür. „Widerstände“ sollten hier vielleicht von uns präzisiert werden. Es ist nicht so, dass der Freiraum antagonistisch zur restlichen Struktur steht. Wir sind Teil der Struktur und diese Struktur hat den Wunsch geäußert, den Freiraum wirken zu lassen. Allerdings ist das doch oftmals nicht so einfach wie gedacht. Diese Erfahrung musste zum Beispiel auch die municipalistische Bewegung „Barcelona en Comú“ machen, nachdem sie ins Rathaus der Stadt eingezogen waren. Strukturen führen ein Eigenleben. Hier geht es nicht um die Sabotage von Einzelpersonen, sondern um eine nahezu unhinterfragte Selbstverständlichkeit, dass einem eben die Hände gebunden seien. So eine Institution ist in diesem Fall eben doch im besten Sinne ein Abbild der Gesellschaft. Man würde ja gern, wenn man nur die Macht hätte, aber die Entscheidungen fällen eben nun mal immer auch die anderen.

NINA: Was ist aber unsere Rolle als Kurator*innen und Gastgeber*innen des Freiraums? Als Kolleg*innen und Mitarbeiter*innen des Museums, als Agent*innen bekannter und fremder Gruppen, Bündnisse, Interessen und Zusammenschlüsse der Stadt? Wir verstehen uns vielleicht als Schuh in der Tür, wir treten in die sich zyklisch öffnenden und schließenden Museumstore und halten sie stets ein Stück breit offen, für diejenigen (Personen, Zweifel, Themen, Bilder), die durch bisherige Kategorien und Differenzen ausgeschlossen oder übersehen wurden. Unsere uns ansozialisierten Privilegien – unsere Ausbildung, das Wissen über Kanon und Codes, die Selbstverständlichkeit im Umgang mit Institutionen, unser Weiß-Sein, unsere Muttersprachlichkeit –

ermöglichen uns diese Funktion. Wir sind markiert als engagiert, kritisch und jung, aber zugleich offensichtlich immer noch aus demselben – akademischen, bürgerlichen, weißen – Holz geschnitzt. Damit muss man leben und arbeiten lernen. Wir tun es, indem wir üben, etwas nicht zu wissen. Etwas nicht zu behaupten. Indem wir den Freiraum als Übungsraum genau dafür anbieten. Zum Schultern zucken, Schubladen durcheinanderbringen, Etiketten vertauschen. Zum Wollen, Wünschen, Ahnen, Fragen, Ausprobieren, Abbrechen, Wiederholen, Scheitern. Als Proberaum für Vielstimmigkeit und Widersprüchlichkeit, Institutionskritik und Solidarität, als Proberaum aber auch fürs Klappe halten und zuhören.

TILMAN: Was ist also das Fazit aus unseren Berichten? Was ist der gemeinsame Nenner? Ich glaube, unsere bescheidene Erkenntnis ist die, dass es nicht diese eine Geschichte, diese eine Wahrheit, diese eine Gruppe, den einen Raum gibt, der alles und alle umstülpt, alle Probleme aus der richtigen Perspektive betrachtet, alle Bedürfnisse, auch zukünftige, schon kennt, niemanden je ausschließt und nie als verletzend empfunden wird. Oder, um bei Adamczak zu bleiben, wir nie als die eine kollektive Stimme sprechen werden, sondern immer ein solidarisches Gemurmel aus Stimmen bleiben. Wie eine Streichholzschachtel, geformt wie eine neuneckige Kartoffel mit runden Kanten, in der Mitte ein Trapez, leuchtend grün und rot, manchmal durchsichtig und lila, gefüllt mit tausenden Streichhölzern, die für bestimmte Bedürfnisse brennen und für manche nicht, alle aber wollen Feuer machen, kleine wie große, an den Institutionen und Handlungsimperativen, die uns, unseren Zusammenhängen und so vielen anderen verwehren glücklich zu sein. Die Hoffnung und die Stärke dieser Bewegungen liegt in der solidarischen Bezugnahme aufeinander und der arbeitsteiligen Feldbestellung. Wir, also eine unbestimmte Gruppe von Personen, sind nicht alleine, auch nicht in unseren spezifischen Kämpfen. Wir lernen, machen nach und machen vor, geben Ratschläge, zweifeln und geben ab: Räume, Zeit, Arbeitskraft und Mitgefühl.

Nina Lucia Groß und Tilman Walther

Seit Frühjahr 2020 sind Nina Lucia Groß und Tilman Walther gemeinsam für die Konzeption und kuratorische Begleitung des FREIRAUMS im MK&G verantwortlich, ein neu gegründeter Projekt- und Vermittlungsraum im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Nina Lucia Groß promoviert derzeit im Fach Kunstgeschichte an der Universität Hamburg. Seit 2014 ist sie in diversen Zusammenhängen als Kuratorin, Autorin, Moderatorin und Lehrende tätig, sie arbeitet dabei mit unterschiedlichen Räumen; mal sind es Ausstellungsorte wie der Kunstverein Harburger Bahnhof oder der Jenaer Kunstverein, mal Treffpunkte anderer Art wie der Golden Pudel Club oder ein ehemaliges Seebäderschiff in der Hafencity. In ihren Texten, Ausstellungen und Diskursformaten beschäftigt sie sich mit Gender, Architektur, Popkultur, Wissenschaftskritik und ortsspezifischen Fragestellungen. Nina Lucia Groß ist Mitgründerin des feministischen Netzwerks femrep e.V. Tilman Walther schloss 2016 sein Studium der Bildenden Kunst und Kunsttheorie an der HfBK Hamburg ab. Er ist seither als Künstler und Kurator tätig und publiziert zu Themen wie Solidarität, Architektur, Computerspielen und der Soziologie der Arbeit. Er war mitbeteiligt an der Gründung und Leitung des soziokulturellen Raums Comune im Gängeviertel und betrieb zusammen mit Dominic Osterried das Pragmatische Jugendzentrum in der Galerie Dorothea Schlüter. Gemeinsam mit Nina Lucia Groß unterrichtete Walther an der Universität Hamburg, der Hochschule für bildende Künste Hamburg und der Universität für Angewandte Kunst in Wien.